ein erhaben und zugleich kokett wirkendes stilvolles Trauerkleid in schwarzer Georgette mit einem süßen schwarzen Kapotthütchen aus.

Johannes Schliepke aber wurde auf Kosten der Stadt begraben. Nicht wegen seiner Verdienste, sondern wegen seiner Armut.

Denn er hatte seinen Traum geheiratet. Und der hieß nicht umsonst Eve!

—o—

## Die Geschichte von dem Stein

Skizze von Wolfgang Federau.

Wie er nach Indien gekommen war, der Tobias Schwertfeger aus Eutin in Holstein, darüber mögen sich manche in seiner Heimat, die er verließ, viele in dem Lande, das er aufsuchte, vergeblich die Köpfe zerbrochen haben. Die Wahrheit ist, daß seit seiner frühen Kindheit in seinem Hirn irgend eine törichte, deutsche Sehnsucht lebte.

Er hatte das Ziel seiner Träume erreicht, aber es entsprach nicht seinen Erwartungen. Er hatte Märchen und Wunder gesucht, und was er fand, war Alltag, Schmutz und Trivialität einer zwar orientalischen, aber nüchternen Stadt.

Vielleicht wäre er umgekehrt, um eine Sehnsucht ärmer und um eine Enttäuschung reicher, wenn — ja, wenn er die Kraft gehabt hätte, noch einmal den mühseligen und entbehrungsreichen, langen Weg in entgegengesetzter Richtung zurück zu legen. Aber seiner Seele waren die Schwungfedern geknickt. So floh er nach Norden, in die Berge, und war noch froh, daß ihm ein freundliches Geschick die Möglichkeit gab, als Angestellter einer großen englischen Faktorei ein zwar bescheidenes, immerhin aber auskömmliches und sorgenfreies Dasein zu führen.

Im dritten Jahre seines Lebens in Indien starb Anna, seine Frau, und Tobias Schwertfeger häufte nun den ganzen Schatz seiner Liebe auf seine Tochter, die unter dem strahlenden südlichen Himmel zart und schön empor wuchs wie eine wunderliche und seltsame Blüte. Ihr schenkte er jede freie Stunde, die sein Beruf ihm ließ, und selten nur empfing er den Besuch anderer Europäer aus der Nachbarschaft, die ihm durch das gemeinsame Schicksal eines Lebens auf vorgeschobenem Posten nahe standen.

Zu ihnen gehörte ein junger Engländer Flottwell, der ihn Freund nannte und manchen kühlen Abend auf der Veranda des kleinen Bungalows mit ihm verplauderte. Ihm auch offenbarte Tobias in der weichen, vertrauensseligen Stimmung einer besonders schönen, stillen und gelösten Stunde, was ihn nach Indien getrieben hatte und wie grausam er enttäuscht worden sei.

Der Engländer, reif und klug über seine Jahre hinaus, hörte ihn ernsthaft und nachdenklich an. O ja, er verstand das alles sehr gut — und auch das andere: die Erkenntnis, daß ein grüner Koppelkamick in Holstein schöner sein könnte als die üppige Vegetation Indiens, daß der Duft nordischer Tannenwälder berauschender sei als der von Lotosblüten und Orchideen und das Kreuz des Südens dem wenig bedeute, dessen Augen als Knabe den großen Bären gesucht hatten.

Nur als Tobias Schwertfeger ein paar Worte darüber fallen ließ, wie nüchtern und wie entgottet doch das Indien von heute sei, lächelte Flottwell sanft. „Sagen Sie das nicht", meinte er, „Sehen Sie, was wissen Sie, was wissen wir alle eigentlich von Indien? Doch so gut wie nichts. Wir tun unsere Arbeit, und was wir von dem indischen Leben erfahren, ist nicht viel mehr als die Oberfläche. Aber es gibt noch Märchen und Wunder. Sicher viel mehr als bei Ihnen in Deutschland oder bei uns in England. Nur: wir erfahren meist so wenig davon. Kennen Sie die Sage von den Dungapurs? Nein? Das sind Steine, merkwürdige Halbedelsteine, die aus dem Schatz eines vor vielen Jahren verstorbenen Maharadschas stammen sollen und die die Fähigkeit haben, im Dunkeln eigenes Licht auszustrahlen. Wahrscheinlich enthalten sie radioaktive Stoffe. Aber der Inder weiß nichts davon. Er meint, diese Dungapurs seien mit geheimnisvollen Kräften ausgestattet und brächten demjenigen Glück, der einen solchen Stein auf unrechtmäßige Art erlangt habe, während sie, wenn man sie kaufe oder geschenkt erhalte, den Besitzer ins Unglück stürzten. Das ist ein Märchen natürlich, aber typisch für Indien. Ich selbst, ich besitze einen solchen Stein — ich kaufte ihn, denn ich bin nicht abergläubisch. Und habe nichts von diesen Eigenschaften gemerkt."

Er entnahm seiner Brieftasche einen gelblichen Stein von Haselnußgröße, der an einem feinen, goldnen Kettchen hing und ein kaltes, weißes, deutlich wahrnehmbares Licht ausstrahlte. Tobias Schwertfeger griff mit beben-den Händen danach, betrachtete ihn aufmerksam und mit verhaltener Erregung.

„Sie erlauben mir, Ihnen das Ding zu schenken?" lächelte Flottwell. „Ich mache mir nichts daraus, und Sie — nun, wenn Sie mal wieder in ihre Heimat kommen, können Sie Ihren Bekannten den Stein zeigen und ein paar Märchen über ihn erzählen — indische Märchen . . ."

Schwertfeger zögerte einen Augenblick; aber dann, da er das Lächeln Flottwells sah — vielleicht auch weil er glaubte, seinen Gast durch Ablehnung des kleinen Geschenkes zu beleidigen —, nahm er den Stein an sich und verwahrte ihn.

Am nächsten Morgen, gerade als der Deutsche in den Hof hinunter gehen wolle, glitt er auf einer Stufe vor der Veranda aus. Ein heftiger Schmerz durchzuckte seinen linken Fuß. „Verrenkt oder gar verstaucht", brummte er, mühsam einen wilden Fluch unterdrückend. Dann noch, am Geländer lehnend, kam ihm eine Erinnerung. „Man muß wohl den Glauben haben", dachte er, und das Blut all der Spökenkiekers unter seinen Vorfahren wurde plötzlich in ihm lebendig. Mühselig schleppte er sich zurück ins Zimmer, legte den Stein, Flottwells Stein, auf seinen Tisch — nicht allzu offensichtlich, aber immerhin so, daß man ihn ohne Schwierigkeiten entdecken mußte. Er war fest überzeugt, daß einer aus der Dienerschaft ihn finden und an sich nehmen würde. Denn die Leute da oben nehmen es einem Europäer gegenüber nicht sehr genau mit der Ehrlichkeit.

Hinkend noch immerhin innerlich etwas erlechtert, schlepote er sich dann zum Stall. Der Pferdeknecht schlief neben der Krippe, die Gäule wieherten und stampften vor Hunger. Schwertfeger packte den Eingeborenen an der Schulter, schüttelte ihn heftig und erbittert. Der erwachte endlich. Ein schwerer, widerlicher Branntweingeruch schlug dem Deutschen entgegen. Da, wütend, zornig, vielleicht auch durch die schmerzhafte Verletzung von vorhin etwas aus der Ruhe gebracht, griff Schwertfeger nach der Peitsche — rot flammte die Spur des Schlages über die braune Stirn des Knechts. Den schrägen, haßdurchfluteten Blick des Hindus, der sich an seine Arbeit machte, sah Tobias nicht . . .

Spät am Abend kam Schwertfeger heim. Er hatte eine lange Aussprache mit dem Leiter der Faktorei gehabt, der seine Tätigkeit mit freundlich-anerkennenden Worten lobte, und der Deutsche begab sich heiter und in besserer Stimmung als seit langem zur Ruhe, etwas traurig nur weil sein Mädchen schon schlafen gegangen war und er ihr nicht mehr gute Nacht wünschen konnte.

Ein Blick auf den Tisch hatte ihn überzeugt daß der geheimnisvolle Stein verschwunden war. Er mußte lächeln, als er bedachte, wie sehr ihn dieser offenkundige Diebstahl befriedigte Und als er bald darauf, ermüdet von dem anstrengenden Tag, in tiefen Schlaf sank, träumte er von den märchenhaften Schätzen irgendeines Maharadschas aus dem Herzen Indiens.

Er erwachte von einem schrillen, unterdrückten Schrei, von dem Geräusch eines taumelnden, hinstürzenden Körpers. Mit einem Sprung fuhr er empor, im nächsten Augenblick stand er im Nebenzimmer. Sein Kind lag fest und friedlich schlafend auf seinem Lager, aber in einer Ecke, zusammengekauert hockte ein Hindu, der mit angstvoll verzerrtem Gesicht entsetzt nach dem Bett des Mädchens stierte. Von dort fickerte ein feiner, weißer Strahl durch die Dunkelheit wie das kalte Glühen eines Raubtierauges in der Nacht.

„Da — da", stammelte der Eingeborene, mit verkrampften Händen auf das Bett des Kindes deutend, und ließ es widerstandslos geschehen, daß der Deutsche ihn packte und wie ein totes Bündel in sein Zimmer trug.

Licht flammte auf, und Schwertfeger erkannte den Diener, den er am Morgen gezüchtigt hatte. Der Hindu war noch grau vom ausgestandenen Schrecken, warf sich zu Boden und umklammerte die Knie seines Herrn.

„Sahib", stammelte er, „Sahib hat mich geschlagen. Ich wollte mich rächen — das Liebste töten, was Sahib hat — sein Kind, Mensahib, die weiße Frau. Aber das Auge aus dem Dunkel glühte mich an, ich mußte den Dolch fallen lassen — so furchtbare Angst . . ."

Der Deutsche sah den Knienden lange und drohend an. Der zitterte wie Espenlaub. Endlich gab Schwertfeger sich einen Ruck. „Du wolltest dieses Mädchen töten, das Dir nichts getan hat?" fragte er. „Ich könnte Dich erwürgen. könnte Dich hinrichten lassen. Du hast's reichlich verdient. Aber geh nur — geh! Wir haben keine Angst vor Dir und Deinesgleichen. Denn wir — wir haben ein Auge, das noch im Dunkeln wacht und sieht . . ."

—o—

## Die Notbremse

Eine Geschichte aus Sowjetrußland

von Michael Soschtschenko.

Die Ursache war nämlich, daß Wolodjka Bokof ein wenig unter Dampf stand. Gerade vor Abfahrt des Zuges hatte er einen ordentlichen Schnaps gehoben und dann noch Bier darauf getrunken. Die kleine Jagdwurst als Imbiß gab natürlich keine richtige Unterlage.

Darum war ihm der Alkohol auch so zu Kopf gestiegen. Besonders als der Zug sich in Bewegung setzte, merkte er einen leichten Schwindel. Alle möglichen Ideen und Einfälle kamen ihm. er wollte sich mal so ordentlich vor den Leuten loslassen.

So begann er nun vor dem Publikum zu renommieren: Er sei ein Mann, der sich alles erlauben dürfe. Sogar das Volksgericht könne ihm nichts anhaben, wie es auch komme. Denn er sei ganz hervorragender Herkunft: Schon sein Großvater sei Schweinehirt gewesen, und seine Mutter wäre eine richtige, einfache Dorffrau. So redete Wolodjka, er war in Laune und wollte den Leuten zeigen, was für ein Kerl er sei.

Ihm gegenüber machte sich nun aber ein Bürger bemerkbar. Er hatte Watte im Ohr, war sauber und nicht ohne eine gewisse Eleganz angezogen. Der sagte: „Mach nur so weiter! Dann kriegen sie Dich bei der nächsten Station zu fassen und werfen Dich hinaus."

Wolodjka antwortete: „Du willst mich wohl in meinem Selbstbewußtsein kränken? Bei meiner fabelhaften Abstammung kann mir nichts passieren. Ich darf aufstellen, was ich will — immer wird man mich mit besonderer Rücksicht behandeln." Ihm war eben nicht zu helfen: Er hatte einen Schwips und prahlte flott drauf los.

Das Publikum begann seinen Unwillen zu äußern. Ein paar besonders boshafte Leute aber hetzten Wolodjka nur noch weiter auf. Ein Mann mit einer blauen Mütze, ein ganz heimtückischer Kerl, sagte: „Du mußt mal mit aller Kraft die Fenster einschlagen, dann werden wir ja sehen, ob sie Dich schnappen oder nicht. Oder — das ist noch besser — lab die Scheibe ganz: Halt lieber mal den Zug an! Hier an dem Griff mußt Du tüchtig reißen, dann bleibt der Zug stehen."

„An welchem Griff soll man reißen? Du Parasit Du, drück Dich genauer aus", sagte Wolodjka.

„Hier an dem Griff. Ein tüchtiger Ruck nach links, und der Zug hält . . . Das ist nämlich die Notbremse."

Das Publikum und der Bürger mit der Watte im Ohr machten dem Hetzer Vorwürfe. Es sei gründlich schändlich, einem Betrunkenen Dummheiten in den Kopf zu setzen.

Wolodjka stand auf. Mit einem kräftigen Ruck zog er den Griff der Notbremse heraus.

Alles war sprachlos, keiner wagte ein Wort zu sagen. Alles blieb still, man hörte nur das monotone Klopfen der Räder. Der mit der blauen Mütze seufzte schwer: „Die Cholera soll ihn holen. Nun hat der Kerl wirklich den Zug angehalten." Ein paar Leute sprangen von ihren Plätzen auf, der mit der blauen Mütze wollte auf den Korridor entweichen, aber die anderen ließen ihn nicht heraus. Der mit der Watte im Ohr sagte: „Das ist grober Unfug, jetzt wird der Zug gleich stehen. Das ist wieder mal unnütze Materialabnützung. Außerdem der Aufenthalt!"

Wolodjka erschrak nun doch: „Haltet den mit der blauen Mütze, der soll auch mit hereinfallen."

Der Zug aber hielt gar nicht, er fuhr ruhig weiter.

Die Leute sagten: „Ja, so schnell kann er ja nicht anhalten. Wenn er auch nur ein Vorortzug ist — er muß doch seinen Auslauf haben! Mindestens hundert Meter, und wenn die Schienen naß sind, das Doppelte."

Unterdessen fuhr der Zug immer weiter, einen Kilometer hatte er schon zurückgelegt — von Anhalten keine Spur.

Der Bürger mit der Watte im Ohr sagte: „Da scheint die Bremse wohl nicht ganz . . ."

Wolodjka triumphierte: „Da seht Ihr's ja, mir kann gar nichts passieren!"

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: Dr. C. Sanz, Altena.


# DER ERZÄHLER

**Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung**

Nr. 15 — Samstag, 13. April — 1929


## Ich hatt' einen Kameraden

Flandernerinnerungen von Oskar Karich.

Wir marschieren durch die Dünen. Am Meer entlang. Der Sturm peitscht uns den nadelscharfen Flugsand ins Gesicht, und wir haben die Taschentücher zwischen Helm und Stirn geschoben, um die Augen zu schützen. Weiße Wolkenfetzen jagen am Himmel dahin. In kurzen Zeitabständen blinkt ab und zu der Mond hindurch. Im weißen Glanze funkeln unsere Gewehrläufe auf, und die Schaumkronen der sturmgehetzten Meereswogen glitzern silbern durch die Nacht. Vorn an der Front steigen die Leuchtkugeln, grün und rot und weiß. Die Geschütze überbrüllen das Brausen der Meeresbrandung. Macht der Sturm einmal Atempause, hören wir fernes Maschinengewehrrattern.

Uns vier Frontsoldaten ist es wie ein Traum. Zum ersten Male sind wir so weit hinter dem vordersten Schützengraben. Wir haben gestern Nacht einen Trupp gefangener Afrikaner nach Ostende gebracht. Was war das doch heute für ein prachtvoller Tag in der feinen Weltbadestadt. Haben mal wieder unzerstörte Häuser und richtige Geschäfte gesehen, wo man allerhand langentbehrte Herrlichkeiten kaufen konnte. Und die Matrosenbesatzung mit ihren schmucken blauen Uniformen hat es uns angetan. Wie sie so schick durch die Straßen gingen! — Himmel, sind die Kerls zu beneiden. Dagegen wir? Wir armen, dreckigen Frontlander müssen nun wieder zurück in unsere wassergefüllten und rattenbevölkerten Schützengräben. Vor den Schleusen von Nieuport.

Das sind so unsere Gedanken beim Marsche durch die Dünen. Und überhaupt, der blöde Marsch durch den weichen Dünensand. Bei jedem Schritt sinkt man bis über die Knöchel ein, und kaum 40 Meter weiter rechts führt die breit gepflasterte, bequeme Strandpromenade von Ostende nach Westende. Aber das ist nun mal wieder so eine Idee von unserem „Musikus", der vorneweg marschiert. Er bekäme bei solchem „Gegen-den-Sturm-kämpfen" auf den Dünenpfeln die feinsten Einfälle, sagt er. Was will man da machen? Man muß eben mitstampfen. Wenn er nicht solch ein lieber Kamerad und gottbegnadeter Künstler wäre, würden wir auf keinen Fall hinterher laufen, sondern auf der Strandpromenade marschieren. — Unser „Musikus" hat seine eigene Geschichte. Als die Mobilmachung bekannt wurde, wollte er gerade mit seinen Freunden vom Karlsruher Konservatorium seinen 20. Geburtstag feiern. Geburtstagskuchen und Freunde ließ er im Stich und meldete sich zur selben Stunde als Kriegsfreiwilliger. — Er ist der Liebling der Kompagnie und alle wollen seine Freunde sein.

„Hoffentlich kommen wir bald an ein Haus, in dessen guter Stube ein Klavier auf uns wartet, damit du uns als Belohnung die heutige Mondscheinwanderung vorspielen kannst", sagt der eine Kamerad während einer Rubepause.

Der Musiker macht ein ernstes Gesicht und sagt mit verschleierter Stimme: „Ich glaube, ich spiele heute noch einmal. Ich spüre in meinem Innern einen heißen Drang, euch, meine lieben Kameraden, unsere gewaltigen Erlebnisse der letzten Wochen auf einem guten Flügel mitteilen zu können, so, wie sie sich in meiner Seele geformt und gebildet haben." — Wir sind ergriffen von seinen bewegten Worten, die er mehr zu den Dünen als zu uns spricht. Still marschieren wir weiter. Wir kommen an den Strandbatterien der Matrosen-Artillerie vorüber, die uns vor einer etwaigen Landung feindlicher Seestreitkräfte schützen sollen. Einsam stehen die Posten an den Geschützen. Ihre Mützenbänder flattern heftig im Sturm, die Geschütze sind zum Schutze gegen den Flugsand mit Segeltuch verhüllt und ihre Läufe ragen gespenstig gen Himmel.

Aus den Unterständen klingt leiser Gesang Harmonikabegleitung zu uns her . . .

Wir kommen der Front immer näher und hören schon ganz deutlich die wohlbekannte, unregelmäßige Knallerei, die nachts in diesem Abschnitt üblich ist. Jetzt tauchen die mondbeschienenen Häuser von Bad Westende vor uns auf, und wir setzen unseren Weg auf der Strandpromenade fort. Der Rechtsanwalt geht mit Riesenschritten voran. Wir lassen ihn stürmen, denn er stöbert für uns immer etwas Eßbares auf. Das hat er so im Gefühl. Nach kurzer Zeit kommt er schon wieder zurück und führt uns mit feierlicher Miene zur dampfenden Feldküche der Gardejäger, die am Kurhause ihr „Sätzchen" ausgibt. — Die Gardejäger halten den äußersten rechten Flügel der deutschen Westfront, und ihr letzter Mann kann seine Morgenwäsche im Meere vornehmen.

Während die anderen essen, betrete ich das Kurhaus und gehe suchend durch die weiten, stillen Räume. Was mögen hier in Friedenszeiten für glänzende Gesellschaften Rattgefunden haben? Tönt nicht ein leises Frauenlachen aus den dunklen Ecken? In einem Nebenzimmer steht ein großer, schwarzlackierter Flügel. Sonst nichts, kein Tisch, kein Stuhl, kein Schrank, nur am Flügel steht ein einfacher Sessel. Der Mond schimmert durch das hohe Fenster gerade auf den Sessel. Ich hole die Kameraden. Der „Musikus" kommt zuletzt herein und setzt sich lächelnd an den Flügel. Er legt den Helm ab und knöpft den Waffenrock auf. Seine Finger gleiten leise über die Tasten. Wir drei lagern uns auf den Fußboden. „Gefällt dir dein Publikum?" frage ich. „Sehr," erwidert er herzlich.

Nun beginnt sein Spiel. Wir lauschen mit verhaltenem Atem. Es durchschauert unseren Körper, denn die Töne, die schwer und wuchtig, gehetzt und fliehend, stürmend und jubelnd unser Ohr umfluten — das ist eigenes Erleben, ist unser erster heißer Sturmangriff bei Dixmuiden und Langemark . . .

Ein klarer Oktobertag auf Flanderns Fluren. In langen Schützenlinien brechen die jungen Kriegsfreiwilligen-Regimenter gegen die feindlichen Stellungen vor und werden von mörderischem Feuer empfangen. Die Hölle ist los. Ganze Reihen Kameraden werden hingemäht. Alle Offiziere, vom Oberst bis zum Leutnant, stürmen mit — und sterben mit. Unsere Artillerie prescht heran und protzt auf freiem Felde ab. Kommandorufe. Signale gellen. Das Seitengewehr wird aufgepflanzt. Schon erlahmt die Stoßkraft der ersten Reihen, da — erst einzeln, dann schon mehrere, dann aus tausend jungen Kehlen klingt es über das Schlachtfeld, durch Geschützdonner und Gewehrfeuer: „Deutschland, Deutschland über alles . . ."

Die ersten feindlichen Gräben sind genommen, und es wird ruhiger. Die Dämmerung kommt. Erst hat noch die Abendsonne geschienen. Mit ihrem blutroten Schein grüßt sie noch einmal die bleichen, jungen Kameraden, die stumm und still auf den Feldern liegen — Ach, welche Not. Ihr jungen, jungen Menschenkinder . . . Der Flügel schluchzt und weint, eine erschütternde Totenklage, und durch die Totenklage ringt sich eine andere Melodie empor, wund und weh: „Ich hatt' einen Kameraden . . ." Plötzlich heult es vom Meer her heran, — das Blut steht still, — schon ist es da . . . Ein wuchtender Aufprall, das ganze Gebäude zittert — dann ist es still . . . Feindliche Kriegsschiffe nehmen den Strand unter Feuer, doch die schwere Schiffsgranate ist ein Blindgänger und hat sich oberhalb der Promenade in den Dünensand gebohrt. Doch jetzt — kommt wieder eine — vor unserem Fenster ein furchtbares Krachen und Bersten. Kalkputz und Fensterrahmen fliegen uns an die Köpfe. In den Ohren ist ein Summen und Singen. Bin — ich taub — geworden?

Als Staub und Qualm sich verzogen haben, knien wir am Flügel und starren mit leeren Augen auf unseren Kameraden, dessen Oberkörper auf die Tasten gesunken ist. Ein kleiner Granatsplitter ist ihm durch das Auge in den Kopf gedrungen. Mitten im Spiel hat ihn der Tod erreicht . . .

Unseren „Musikus" haben wir in den Dünen begraben. Sein Grab kann niemand finden, denn die Dünen haben es noch in derselben Nacht verweht, — das Meer rauscht dazu sein ewiges Lied.

## Neues Werden

Schon hüllt ein heimlicher Gesang
Im Wald dich zauberselig ein.
Die Quellen sind voll Lust und Drang
Und wollen Freudenwecker sein.

Es ringt sich alles neu empor
Zum lebensfrohen Frühlingslicht.
Nun öffnet sich ein schönes Tor,
Es strahlt der Erde Angesicht.

Und neu erblüht dir rings das Land,
Die Schatten fliehen aus dem Tal.
Des Schöpfers wundermilde Hand
Hebt dich empor aus Schmerz und Qual.

Franz Cingia.

—o—

## Zwischen drei und vier

Skizze

von Alfred Eduard Frauenfeld-Wien.

Die Totenstille der Mittagsbetäubung lag über der Natur. Weder Tier noch Pflanze regte sich, gelähmt von der Glut der Tropensonne. Auf der schattigen Veranda seines Bungalow saß der junge Plantagenbesitzer seiner Gattin gegenüber. Ein leise surrender Ventilator hielt die Luft in kühlender Bewegung.

Andreas von Midje richtete sich in dem bequemen Korbstuhl auf und neigte sich über den Tisch: „Das Angebot von Dehmen ist überaus günstig," sagte er. „Schlage ich die Summe, die er mir für die Besitzung bietet, zu den Ersparnissen, die wir gemacht haben, so ist es ein kleines Vermögen, mit dem wir nach Europa zurück kehren könnten. Um vier Uhr will er sich Bescheid holen!"

Dore faßte mit einer bittenden Geste nach der Hand des Gatten . . Da schlug im Zimmer drinnen die Uhr die dritte Stunde nach Mittag. „In einer Stunde ist unsere Zukunft entschieden," sagte die Frau mit bebender Stimme und schlug die Augen nieder.

Andreas von Midje drückte die Hand seines jungen Weibes: „Ich weiß, Dore, daß es Dein sehnlichster Wunsch ist, in die Heimat zurückzukehren. Aber es wird mir sehr schwer, mich von allen den Dingen hier zu trennen, die mir lieb und teuer sind. Bedenke, als ich vor 10 Jahren hierher kam, war alles Urwald und Dickicht. Ich habe es in Kulturland verwandelt. Straßen, Anlagen, Häuser — alles ist meine Schöpfung. Ich bin ein kleiner Herrscher auf meinem Grund und Boden und gebiete über Hunderte von Knechten. Ich kann nicht fort von hier . . . nein . . . ich . . ."

Er brach ab. Frau Dore war plötzlich totenbleich geworden. Ihre Finger umkrampften seine Hand, die Nägel bohrten sich in die Haut. Sie saß wie zur Statue erstarrt, und ihre Lippen regten sich kaum, als sie nun hauchte: „Du

ge Dich nicht! Es wäre mein Tod. An meinem Bein kriegt eine Kobra empor! Vielleicht entfernt sie sich wieder, ohne mich zu beißen, wenn sie nicht erschreckt wird!"

Andreas verfärbte sich. Er zuckte zusammen, erfaßte sofort die Lage und saß still, ohne ein Glied zu rühren.

Dann begann er, selbst schreckensblaß, mit bebender Stimme seinem Weibe Mut zuzusprechen: „Dore, bleibe ruhig! Rege Dich nicht! Man darf die Schlange nicht reizen, dann ist sie ungefährlich. Du weißt doch, wie die alte Malaiin einmal stundenlang neben einer Kobra im Walde schlief . . . Bleibe nur ruhig, und sie wird wieder weg kriechen."

„Nein, nein, sie geht nicht fort. Jetzt schlingt sie sich um die Wade, jetzt ist sie beim Knie . . Sie gleitet unter dem Kleide über das Bein empor."

Beide Ehegatten trugen der unerträglichen Hitze wegen nur weiße Leinenkleider auf dem bloßen Körper. So konnte die Schlange ungehindert aufwärts dringen.

„Ah, ich ertrage es nicht. Der kühle, feuchte Schlangenleib auf meiner Haut . . ich halte es nicht aus!" Ihre Zähne schlugen aufeinander, und große Tränen quollen aus den weit aufgerissenen Augen, die starr in die Weite blickten. „Jetzt kriecht sie über den Schenkel. Jetzt ist sie bei meinem Leib. Ich kann nicht mehr ruhig sitzen, dieses schreckliche Gleiten . . ."

„Dore, Dore, beherrsche Dich! Rege Dich nicht! . . . Sonst ist es um Dich geschehen."

Ihre Hände, die in denen Andreas' ruhten begannen zu zittern: „Jetzt ist sie bei meiner Brust. Immer höher kriecht das schreckliche Tier." Abscheu und Ekel verzerrten ihr Gesicht. Sie atmete kaum. Ihr Mund stand offen, von ihrem Gesicht lief der Angstschweiß in großen Tropfen.

Leise, ohne sich zu regen, stammelte der Mann unzusammenhängende Worte, um das geliebte Weib zu beruhigen und zum Ausharren zu bewegen.

Da sprach sie wieder: „Jetzt . . jetzt . . sie kriecht zurück . . Nein, jetzt verharrt sie ruhig . . Oh, wenn sie nun regungslos verharrt, stundenlang! Nein, ich ertrage es nicht länger. Lieber sterben als das. Die Haut brennt, und die Muskeln schmerzen."

„Ruhe, Dore, Ruhe, sei tapfer! Bald ist alles vorbei."

„Bald ist alles vorbei." Dores Muskeln, durch die starre Ruhelage von einem Krampf befallen, begannen heftig zu zittern. Sie ächzte leise und rang nach Atem.

Behutsam strich Andreas über ihren Arm Tränen standen in seinen Augen, und ein Schluchzen würgte ihn. Der Muskelkrampf ließ nach. Dore wurde etwas ruhiger. Andreas atmete auf: „Dore, erinnerst Du Dich an das schöne Armband mit den Rubinen, das Dir so gut gefiel . . Morgen . . nein, heute noch will ich es Dir schenken."

Dore versuchte zu lächeln: „Das kannst Du mir dann in den Sarg legen, Andreas. Mir ist so schlecht. In kann nicht mehr aufrecht sitzen . . Ich . . ich. Ah . . jetzt regt sie sich wieder. Sie gleitet hinab . . rasch . . Jetzt ist sie am Knie . . Sie kriecht weg . . ."

Andreas verfärbte sich: „Dem Himmel sei Dank, sie ist von Dir weg . . Sie ist auf mein Knie herüber gekrochen!"

Dore unterdrückte einen Schrei: „Oh, Allbarmherziger, hätte ich das geahnt! Ich hätte . . ."

Nun begann sie ihm zuzusprechen. Selbst halb bewußtlos vor Erregung, starr wie ein Steinbild sitzend, beschwor sie ihn, sich nicht zu bewegen.

Im Hause ging eine Tür. Beide erbebten, von dem gleichen Gedanken durchzuckt. Ihr Herzschlag stockte. Wie, wenn jemand kam? Wenn ein Dienstbote oder gar das Kind ahnungslos die Veranda betrat . . dann war es um den Mann geschehen.

Er sprach wieder. Qualvolle Minuten verrannen, während das Reptil über den erstarrten Leib des Mannes kroch und er mit stokkender Stimme, in abgerissenen Worten den Weg beschrieb, den es nahm. Die Muskeln schmerzten. Die Kleider klebten feucht auf der Haut. Die Zunge lag trocken und geschwollen im Munde.

Endlos lange währte die Zeit. Müßte es nicht schon Abend werden? Waren nicht schon viele, viele Stunden verstrichen? Saßen sie nicht schon seit Tagen hier? Oh diese Zeit dauerte länger als ihr ganzes bisheriges Leben! Irgendwo im Hause schwatzte die Dienerschaft. Man hörte den Klang der Stimmen durch die dünnen Wände. Die Vögel im Käfig schrien. Im Zimmer tickte die Uhr. Vor der Veranda schlich ein Hund vorbei, mit hängendem Kopf und gesenkter Rute.

Zwei Menschen saßen einander gegenüber, starr und unbeweglich. Hielten sich krampfhaft an den Händen gefaßt und starrten sich in die schreckverzerrten Gesichter. Die Schlange kroch und ruhte und kroch wieder. Angstbebende Lippen hauchten Worte, beschrieben den Weg, den sie nahm.

Und dann, nach einer Ewigkeit, als beide schon alle Hoffnung aufgegeben hatten, glitt das Tier auf den Boden herab und kroch langsam, gemächlich, über den Estrich der Veranda.

Andreas Hand faßte nach einer kostbaren Alabasterschale. Zersplitternd zertrümmerte sie den Kopf der Schlange.

Dann löste sich der Krampf der Glieder. Dore war aufgesprungen, taumelte und sank bewußtlos in die Arme ihres Mannes. Andreas ließ sie sanft in den Korbsessel gleiten, fiel in die Knie und begrub aufschluchzend sein Haupt in ihrem Schoß.

Allmählich faßten sie sich wieder. Der Schreck, der sie gebannt gehalten, wich von ihnen. Sie begriffen, daß sie gerettet waren.

Im Hause entstand Lärm. Schritte wurden hörbar. Im Zimmer schlug die Uhr die vierte Stunde. Van Dehmen betrat groß und gewichtig die Veranda: „Nun, verehrter Freund, wofür haben Sie sich entschieden?"

„Ich verkaufe und fahre nach Europa zurück!" erwiderte Andreas van Midje und drückte die Hand seiner Frau.

—⊙—

## Ein kleines mexikanisches Geschäft

Skizze von Frank Stoldt-Reinfeld.

Auf der Plazza von Puertio Salvador spielte die Militärkapelle. Durch den schwülen Abend promenierten um das mäßig große Viereck des baumbestandenen Platzes junge Stutzer und Mädchen, während die gesetzten Bürger und Honoratioren rings um den Park saßen und der Musik lauschten, die Fremden in der „Diligencia", die Halbfremden im „Nacional" und Alteingesessene im „Cafe Bombasto".

Nach einer der vielen Revolutionen waren die Banditenhorden, welche die Republik unsicher gemacht hatten, für eine gewisse Zeit wieder einmal verschwunden, die Leute fast sämtlich erschossen und gehängt, die Führer zum Teil begnadigt. Wer wußte, wann man sie wieder würde gebrauchen können! Einige hatten auch auf Seiten der neuen Regierung gestanden.

Das Konzert ging zu Ende. Die Spaziergänger verliefen sich. An einem kleinen Tische im „Cafe Bombasto" saßen der Zollkommissar des Hafens und einer der Großkaufleute der Stadt in eifrigem Gespräch.

„So kehren also Handel und Wandel wieder, Don Pablo", sagte der Uniformierte, „und es ist, als hätte es nie eine Revolution gegeben."

„Gewiß, Don José", erwiderte der Angeredete, „aber die geschlagenen Wunden heilen nicht so schnell, — manche nie!" Der Kommissar biß sich auf die Lippen. Sein Freund hatte bei einem Eisenbahnüberfall seine Tochter verloren. Man munkelte von Selbstmord. Der Führer der Banditen sollte jener Räuber mit dem Beinamen „El Kilometro" gewesen sein, den die neue Regierung auch begnadigt hatte. Die beiden Freunde schauten eine Weile stumm in das Gewühl der sich zerstreuenden Promenierenden.

Don Pablo ergriff wieder das Wort. „Nun, — unsere öffentlichen Einrichtungen beginnen wieder zu funktionieren. Aber wenn man Ihre erbärmliche Zollbarkasse sieht, mit der Sie die Republik repräsentieren, Don José . . ."

„Freilich, Don Pablo. Der halb bankrotte Staat kann sich keine Schnellboote anschaffen wie das Ihre, das gerade aus Europa kam. Und wozu?, fragen wir uns alle. Es sind natürlich Denunziationen gegen Sie eingelaufen wegen beabsichtigten Schmuggels. Madre de Dios! Don Pablo, ich sollte wohl wissen, daß Sie den nicht nötig haben. Wenn auch Ihre Kapitalüberweisungen an das Ausland schon den Verdacht der Regierung erregten!"

Don Pablo sah vor sich hin. „Tiertamente, gewiß! Ich mache kein Hehl daraus, daß ich mich zurückziehen will. Ich habe nur noch ein Geschäft zu erledigen. Ein kleines, abschließendes Geschäft. Aber erlauben Sie, daß ich Ihnen einen neu gefundenen Freund vorstelle?"

Er winkte einem langen Manne zu, der gerade ins Kaffeehaus schlenderte. Der fremde Gast näherte sich und grüßte halb militärisch. Er sah malerisch aus. Eine scharf vorspringende Hakennase saß neben einem stechenden Auge. Die Höhlung des anderen deckte eine schwarze Binde.

„Don Jeronimo, — mein Freund Don José! Don José, Sie sehen in Don Jeronimo einen jener kühnen Freischarenführer, die auf der Seite unserer rechtmäßigen Regierung auf ihre Weise für die Freiheit des Landes kämpften."

Die Herren schüttelten sich die Hände.

„Einen Aguardiente, Colonel?"

Der Zollkommissar horchte auf. Colonel? Der einzige Banditenführer, der sich diesen militärischen Titel zugelegt hatte, war jener „El Kilometro" gewesen, der . . .

Der Kaufmann lächelte gewinnend. Ein Kellner brachte das Verlangte. Man trank sich zu: „Auf die Sache der siegreichen Freiheit!"

„Und nun, Don Jeronimo, tun Sie mir doch den Gefallen, und erzählen Sie uns noch ein Geschichtchen, ein Abenteuer aus der letzten Revolte!"

Der neue Gast winkte geschmeichelt ab, ließ sich dann aber nicht lange nötigen.

„Ach, Senores, — auch da gab es wenig Zwischenfälle, die das Leben eines Glückssoldaten interessant machen. Es wird eintönig auf die Dauer. Glauben Sie mir, es ist kein Vergnügen, wochen-, ja monatelang oben im Gebirge zu hausen. Bei den Zugüberfällen sind die meisten Reisenden arme Indios, die man ohne Lösegeld laufen lassen muß, und unter den Zahlenden gibt es noch Toren, die sich am Kampf beteiligen. Franktireurs zwischen legalen Kämpfern, — wenn sie sich ergaben, wurden sie kurzerhand erschossen! Einmal lief uns ein junges Mädchen zwischen die Gewehre meiner Leute, als sie einen Verurteilten erschossen. Es sollte ihr Verlobter sein. Ein junges Ding, schlankgliedrig und wild wie eine Katze! — Ich habe sie zusammen begraben lassen. Sangre de Dios! Törichtes Kätzchen!"

Ein dünnes Lächeln zitterte um den Mund des Erzählers.

„Ah, eine große Rasse, der wir angehören, nicht wahr, Senores? Treu in der Liebe, treu im Haß! Trinken wir . . ."

Er griff zum Glas und wollte es erheben. Aber er ließ es klirrend auf den Tisch zurück sinken. Plötzlich bleich geworden, starrte er auf eine dunkle Stahlröhre, die ihm die Hand des Kaufmanns entgegen hielt.

„Senor . . .?"

„Senor, — das „Kätzchen" war meine Tochter! Don Jeronimo, wollen Sie noch ein Gebet sprechen, ehe die Gäste uns stören?"

Im kalkweißen Gesicht des anderen zuckten blasse Lippen. Er konnte keinen Laut hervorbringen. Das Weitere kam sehr schnell. Wie ein Peitschenhieb durchknallte der Schuß die Luft. Mit durchschossener Stirn sank „El Kilometro" auf die Marmorplatte des Tisches In wilder Eile stürzten die Gäste des Kaffeehauses überumfallende und zerbrechende Stühle ins Freie. Kellner und Wirt verkrochen sich hinter Fässern. Die einzigen Zurückbleibenden waren Don Pablo, sein Freund und der Tote.

Der Kaufmann verneigte sich. „Leben Sie wohl, Don José! Gott schütze Sie! Ich reise ab. Mein Schnellboot bringt mich in drei Stunden zum passierenden Postdampfer."

Der Zollkommissar nickt stumm. Er sah auf die zusammengesunkene Gestalt, von deren Kopf ein breiter werdender Blutstreifen über das Tischchen rann und anfing, auf den Boden zu tropfen.

Don Pablo ließ den Browning in die Rocktasche gleiten und trat ins Freie. Vom Quartiel, der Kaserne am Ende der Straße, klangen Kommandorufe und blitzten Gewehrläufe. Der Rächer lächelte bitter und spöttisch. Man hatte es im Lande der Freiheit nicht so eilig, wenn scharf geschossen wurde. Um die Ecke des Kaffeehauses huschte das bestellte Auto. — „Zur induelle de la aduana, zum Zollkai!"

Als die Soldaten mit vorgehaltenen, entsicherten Gewehren das „Cafe Bombasto" erreichten, trug ein Windstoß vom Hafen das scharfe Knattern herauf, mit dem der Motor des Rennbootes ansprang. Do Pablo verließ das Land. Die Republik zählte zwei Bürger weniger.

—⊙—

## Paul Eising's Schicksal

Skizze von Hugo Wessel.

An der Breiten Straße lag das Realgymnasium des Städtchens, und zum Zeichen dieses traten buntbemützte Jünglinge mit dem Gepräge aus dem Käfig befreiter Löwen auf den geräumigen Weg. Voran schritt natürlich Grefe, dieser Polyp in Menschengestalt. Er und sein Nebenmann Watermann waren die Längsten der Klasse. Die beiden zusammengenommen, so hatten die Chronisten der Oberprima berechnet, mochten dem Riesen Goliath bis ans Kragenknöpfchen reichen.

Unter diesen beiden Kampflustigen hatten wir anderen viel zu leiden. Aber eigentümlich, da war dieser schmale und von der Natur mit wenig Verschwendung konstruierte Paul Eising. Noch niemand aus der Klasse hatte gesehen, daß die beiden Raufbolde ihren Schabernack mit ihm zu treiben versucht hätten. Dieser Paul Eising war als Turner mit der Note 1a bekannt. Seine Reckschwünge bildeten einen viel bewunderten Gegenstand in den Turnstunden, und die Fama erzählt, seine Hauptnummer, den Salto mortale, könne er nicht absolvieren, weil er dazu einen Raum von 5,5 Kubikmetern, dieses Mal von den Mathematikern errechnet, benötige.

Paul Eising, mein Nebenmann und mein Freund, war kein überragender Schüler, aber gewiß der begabteste unter uns. In seinem Kopf standen urwüchsige Gedanken von seltener Kraft und Schönheit. Er hatte sie klar und deutlich in einem Spiegel projiziert — in seine Gedichte. Er schrieb die Gedichte, die uns lachen und weinen machten, die uns ahnen ließen, daß er sich durch tiefe Räume von uns schied. —

Ich hakte Paul unter, und wir gingen in mäßigem Tempo nach Hause.

„Paul," sagte ich, „armer Kerl! Hat Dich die „Zwiebel" heute wieder maltraitiert! Unsereiner kann sich bei Gefahr einer kleinen Rüge den Luxus gestatten, das Laboratorium in eine Aschenhalle zu verwandeln, für Dich ist die Zertrümmerung eines Reagenzglases ein Vergehen, auf das Todesstrafe steht. Ersetz' doch einfach den Schaden. Hier sind fünfzehn Pfennig: fertig!"

„Du hast recht", sagte Paul, „ich werde in diesem Sinne handeln. — Sag' mal, Kurt, verdiene ich eigentlich dies Schicksal? Ich habe gekämpft und gerungen, das Leben in den verborgensten Ecken aufgesucht, anstelle des Vergnügens das Studium gesetzt — Du mußt das Wort als erweiterten Begriff nehmen — ich habe Gott studiert und die Menschen, und so ich einen mit verbundenen Augen gehend fand, da leitete ich ihn, das glaube mir, bis das ausgesöhnte Schicksal ihm die Binde abnahm. Nur ich muß da sein, wo die Welt zu tragen am schwersten ist, wo Rückschläge jeden Fortschritt hemmen, wo eine Finsternis waltet die mich hoffnungslos macht. In der Schule sind es die Lehrer, die mich nicht verstehen, die aus Mangel an Seele oder Hirn, wie Ihr sagt, mir das Leben mit unüberwindlichen Barrikaden versperren. — Zu Hause sind es die Eltern, die mir mit ihrem ewigen Vorwurf: „Du bist ein schlechter Schüler!" den Lebensnerv töten und die Gelenke aneinander leimen. — O, einmal Licht! — Einmal die Welt so schauen wie Ihr!"

So schreit ein zerbrochener Mensch, der sein Leben lang einen Vulkan in seiner Brust trug, einen Vulkan, dessen Lava, leidgesäugt, ätzend um das Herz schwelt.

Am nächsten Tag stand Paul vor der Klasse. „Zwiebel", der Knochenmensch, trat ein. „Nun, Eising?"

„Herr Professor, ich möchte mir erlauben, den Schaden zu ersetzen, — Sie wissen ja." — „Eine Unverfrorenheit. Da müssen Sie noch herkommen, mir die Stimmung verderben, an die Greuel des gestrigen Tages erinnern, an die Ungezogenheiten, die Materialbeschädigung — Und nun dieser Wahnsinn, den Schaden durch Geld zu reparieren. Da könnten sich alle, wie sie da sitzen, das Gaudium bereiten, den ganzen Salat kaputt zu schmeißen, je nach dem, wieviel Geld die Herren in der Tasche haben. — Eising! Ich habe von diesem Zeitpunkt an aufgehört, mich mit Ihnen zu beschäftigen. Gehen Sie nach Hause. Ich werde in der Konferenz Ihre Entlassung beantragen. Bitte!"

Obwohl man es nicht sah, wußte man, daß sich alle Fäuste unter den Bänken ballten. Wir alle hatten die Tragödie mit Tränen in Augen und Herzen verfolgt. Eine stilechte, folgerichtige Tragödie. Jetzt hatte sich das Leid mit überwältigender Wucht auf den Höhepunkt gedrängt. Nun mußte das Finale kommen. —

Als Paul Eising seine Sachen zusammen packte, als wir seine glanzlosen, großen und — ach — so leidvollen Augen uns Abschied zuweinen sahen, da ging es wie ein Gebet, ein stilles, ungesprochenes Gebet durch die ganze Klasse: Einmal, Himmel, einmal —

Als der Unterricht vorüber war, verließen wir stumm das Schulgebäude. Ich weiß nicht mehr, wie es kam, daß die ganze Klasse vier Stunden Arrest bekommen hatte. Aber ich werde es nie vergessen, daß die Klasse aufstand wie ein Mann und ihren Kameraden verteidigte. Und dann — ja dann war von irgend woher ein gefülltes Tintenfaß nach „Zwiebel" geworfen worden . . . .

Heute gingen wir nicht, wie üblich, nach allen Himmelsrichtungen auseinander — nein — heute nicht. Wir zogen geschlossen nach Pauls Wohnung, um ihm zu sagen, daß er nicht allein sei, daß er Kameraden habe. Und einer sogar . . . .

Wir wählten unterwegs eine dreiköpfige Abordnung. Da standen wir drei auch schon vor den Eltern Pauls, mit leuchtenden Augen bekennend, ein welch großer Mensch Paul sei und wie viel Schikane er ertragen habe.

Pauls Vater, ein Bankier, erwiderte: „Meine Herren! — ich muß Sie ja wohl so nennen, obwohl — na — Sie besitzen die wenig lobenswerte Tugend, sich für Dinge zu interessieren, die Sie von Ihren Schulsachen weit zu entfernen geeignet sind. Sie sitzen zu Gericht über Herren, die gewissermaßen Vormundschaftstellung über Sie einnehmen. Es ist ein Kuriosum, zu betrachten, wie sich in unreifen Hirnen die Welt gestaltet. Ich nehme Ihnen allerdings Ihren Wahnsinn nicht übel, da Unmündige für ihn verantwortlich zeichnen. Ich habe die Ehre —"

Armer Paul! — Den ganzen Nachmittag habe ich gegrübelt. Die Schulsachen lagen da mit hämischem Grinsen. „Willst auch wohl diesen Gang gehen, sentimentaler Jüngling, he?" Ein Geräusch ließ mich hoch fahren. Meine Mutter hatte mir einen Brief zugeschoben. Ich las:

„Lieber Kurt! Das Schicksal hat mich zermalmt Du weißt, wohin ich jetzt gehe. Nimm Deine großen, schönen Träume mit Dank zurück. Sie haben mich über den Tod getröstet Grüße die Oberprima von mir. Alfred, Walter, Gerd und Du sollen mich tragen. Gerd und Du am Kopfende. Leb' wohl! — Paul."

Wie ein Blitz fuhr ich über Treppengeländer und Korridor. Durch die Straßen. Herr Eising öffnete. „Herr Eising! — Paul — Sehen Sie her . . ."

„Treten Sie ein. Der Bengel wird doch wohl nicht . . .?"

Wir sprangen die Treppe hinauf in Pauls Zimmer. Vor dem Bett, zwischen den glitzernden Scherben der Karaffe, lag ein lebloser Körper — Paul Eising.

„Himmel, Paul!"

Paul Eising war vergiftet. Aber nicht tot, wie der Arzt sagte, der im Nu herbei eilte. Paul kam ins Krankenhaus. Sein Zustand besserte sich, so daß ich ihn oft sehen konnte.

Als ich das letzte Mal von ihm ging, sah ich, wie der Arzt, dieser gute Sanitätsrat Berger, die Schwester beiseite nahm und sagte: „Geben Sie Obacht, Schwester, von heute ab pflegen Sie meinen Adoptivsohn Paul . . ."

—⊙—

## Erster Amselruf

Aus halbem Wachen bin ich aufgeschreckt.
Was hat mich heut' so frühe doch geweckt?

Ein Vogel rief durchs trübe Morgenwehn,
sein Stimmlein wollt' in Jubel fast vergehn.

Und schwoll und wuchs in Liebesüberfluß
und schmeichelte wie meines Kindes Kuß.

Und plötzlich riß das fahle Dämmergrau,
aufstand der Tag wie eine junge Frau.

Ludwig Bäte.

## Ein Dichter heiratet seinen Traum

Skizze von Emil Rath.

Ein Dichter hatte in seiner Jugend sehr schöne Träume. Sie hießen Käte, Grete und Eve. Sie erfüllten sein Unterbewußtsein mit jenen schwärmerisch-süßen Phantasien, wie sie nur die Jugend zuwege bringt. Als einmal das Platonische dem Oberbewußtsein bekannt wurde, stichelte es: „Hanswurst! Man kann auch an platonischer Liebe sterben. Und dann ärgerst Du Dich in Ewigkeit, leer ausgegangen zu sein."

Da ging Johann Schliepke in sich und heiratete einen seiner Träume. Er hieß Eve, war braunäugig, leichtfüßig wie ein Reh, ebenso schlank wie zutraulich. Und weil Eve ein Reh war, liebte sie den „Wechsel". Nicht den quergeschriebenen, aber das, was man Abwechslung nennt. Frauen sagen dazu: „Mode".

Dichter essen karges Brot. Damit war Eve nun gar nicht einverstanden. Sie räusperte sich und sprach zu dem armen Johannes Schnepne: „Hansi — Du sagst immer, ich wäre Deine Muse, ich regte Dich zu den schönsten Schöpfungen Deines Daseins an. Da wir nun miteinander verheiratet sind, darfst Du nicht erwarten, daß ich diesen einseitigen Nutznießungsvertrag zu Deinen Gunsten bis an mein seliges Ende fortsetzen will. Ich verlange von nun an Beteiligung."

Sie wurden sich einig, daß jeder den Erlös dessen behalten dürfe, was er selber sozusagen unter die Presse brachte.

Hier begann nun der Leidensweg des Dichters, der seinen Traum geheiratet hatte. Eve mochte die elendeste Stanze der Welt auf den Weg nehmen— es fand sich immer ein Verleger, der töricht genug war, ihr die Lyrik abzukaufen. Indessen lief sich Johannes Schliepke die Sohlen wund und versuchte vergeblich, die Beiträge stiller Nächte an den Mann zu bringen.

Eve wurde anmaßend. Sie scheuchte Johannes aus den schaukelnden Gondelträumen lenzfrischer Gedanken. „Sag mal, wie lange soll ich dieses Scheusal von Hut tragen?"

Und Johannes Schliepke schrieb eine kühne Phantasie über das „Haupt der Aphrodite". Eve verschwand damit; Johannes sah sein Produkt acht Tage später unter dem Titel „Das Haupt der Meduse". Eve trug ein Gedicht von Frühlingshut . . .

Am nächsten Tage fand Johannes, als er sich von kurzer Ruhe nach qualvoller Nachtarbeit erhob, auf dem Schreibtisch ein Zettelchen: „Ich suche mir ein Crepe de chine-Kleid aus. Das Gedicht dazu hole ich um zwei Uhr ab." Schliepke schrieb seufzend eine Ode über Jade und Pagoden. Eve bekam ihr pfirsichfarbenes Crepe de chine-Kleid.

Eines Tages betrachtete Johannes trübselig seine Stiefel und dachte: „Ich will mir doch wenigstens ein Paar Stiefelsohlen schreiben." So arbeitete er drei Nächte hindurch an einer reizenden Novelle „Der Pegasus ohne Hufeisen". Johannes lief sich auch die Brandsohlen durch; das Manuskript, das ihm stets unter Kopfschütteln zurück gegeben wurde, begann fast von selbst mit dem Kopfe zu schütteln . . . Seufzend gab er es Eve. Am gleichen Abend kam sie mit einem frisch aus der Werkstatt eingetroffenen Modellpaar entzückender Stiefelchen heim. Natürlich ohne Novelle!

Die Nacht darauf lag Johannes schlaflos. Er begriff des Daseins Ungerechtigkeit nicht, dachte an die Zeit, da die Träume platonisch das Unterbewußtsein belebten und unbekümmertes Sein erhellten. Er rang mit einem qualvollen Entschluß, stand in früher Morgenstunde auf, trug diesen Entschluß durch morgenstille Straßen spazieren und blieb wie angewurzelt vor einem Sargmagazin stehen. Die Gedanken der Nacht gewannen greifbare Gestalt, mit einem Lächeln bitterer Ironie ging Johannes nach Hause, fand befriedigt das Nest leer und schrieb ein wuchtiges Geschichtchen „Ein Traum stirbt".

Damit ging er selbst auf die Suche mit dem Gelöbnis, sich für den Erlös einen Sarg zu bestellen. Im Hintergrunde aber schlummerte das feste Bewußtsein: „Es ist ja doch zwecklos, ich will nur das Bestätigung meines persönlichen Unglücks sehen."

Um das Schicksal heraus zu fordern, ging er zu einem der größten Verleger in der Stadt. Selbstbewußt verlangte er, sofort vorgelassen zu werden.

Der Gewaltige maß ihn erst mit herablassendem Lächeln, las — las— mit sich ständig wölbenden Augenbrauen. „Hm — ich muß loben! Muß loben! Glänzend — ich wollte sagen, brauchbar. Welches Honorar fordern Sie?"

Schliepke fühlte förmlich das boshafte Lächeln eines hämischen Unbekannten, der da Schicksal heißt. „Nur soviel, wie ein Sarg kostet."

Der Allgewaltige fand diese Bemerkung geistreich und wies mit liebenswürdiger Geste das Honorar an. Wie ein Trunkener schwankte Johannes nach Hause. Erschöpft sank er dort auf einen Stuhl. Eve betrachtete ihn besorgt. Mit Anstrengung zog er ein Bündel Geldscheine aus den Taschen seines verschlissenen Rockes hervor, mühsam rang er sich die Worte los: „Für meinen Sarg!"

Dann war er tot. Wirklich tot. Ganz tot. Eve ließ sich diese Tatsache von einem Arzt bescheinigen, nahm das Geld und stand sinnend vor dem gleichen Sargmagazin, das Schliepkes Träumen Ziel gewesen. Lange stand sie dort. Sehr lange.

Die kalte Klinke lag in ihrer Hand — schon kreischte die Tür. Da wandte sie sich um und ging mit kleinen, entschlossenen Schritten in ein erstklassiges Modegeschäft und suchte sich hier